**P. Dr. Andreas Knapp: „Wer bin und wenn ja – für wen?“**Impuls zum Festakt anlässlich der Eröffnung der bundesweiten Diaspora-Aktion 2018 des Bonifatiuswerkes der deutschen Katholiken, Leitwort „Unsere Identität: Christus bezeugen“

***1. Der zerbrochene Spiegel***

„Wer sind Sie?“ - Wenn ich jetzt auf Sie deute und diese Frage stelle, dann würden Sie mir wahrscheinlich Ihren Namen nennen. „Wer sind Sie?“: Mit dieser Frage will man bei einer Polizeikontrolle Ihre Identität feststellen und daher Ihren Personalausweis sehen. Auf dieser Identity Card wird Ihre Identität definiert durch Name, Geburtsort und Datum, Wohnort, Geschlecht, Größe, Augenfarbe. Eindeutig identifiziert werden wir erst durch den Fingerabdruck.

Aber all das sind ja äußere Merkmale. „Wer sind Sie?“ Um dem näher zu kommen, würden wir auch Beruf und Beziehungen nennen. Vielleicht sagen Sie: Ich bin verheiratet, habe zwei Kinder. Ich engagiere mich bei der Feuerwehr und im Bonifatiuswerk. Ich bin neugierig, gutmütig, fleißig, manchmal vielleicht etwas depressiv. Und da war noch etwas: Ich bin katholisch.

„Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“ Mit diesem Buchtitel wurde eine pfiffige Einführung in die Philosophie von Richard Precht zum Bestseller. Dieser schräge Titel sprach viele an, denn er bringt eine Grundfrage des postmodernen Menschen auf den Punkt. Die menschliche Urfrage: „Wer bin ich?“ findet keine eindeutige Antwort mehr. So vieles ist in Frage gestellt: Können wir überhaupt noch von einer menschlichen Identität sprechen? Oder ist unser Selbstbild nicht vielmehr eine Konstruktion, die wir uns selbst zusammenschustern?

Unsere soziale Welt hat sich grundlegend gewandelt. Der gesellschaftliche Umbruch in den letzten Jahrzehnten ist radikal und vielgestaltig. Die einzelne Person hat sich immer mehr herausgelöst aus dem Korsett der sozialen Bindungen, die einem früher klar gesagt haben, wer man ist oder zu sein hat. Als etwa noch der Sohn den Beruf des Vaters übernommen hat. Als soziale Rollen eindeutig definierten, wie man zu leben und zu handeln hat. Als Geschlechterrollen festgeschrieben haben, wie man und frau sich zu verhalten haben. Doch die Globalisierung hat die Muster, die in bestimmten Kulturen als unumstößlich galten, durcheinander gewirbelt. Unsere Lebenswelt hat sich pluralisiert und viele Stile und Wertvorstellungen existieren neben einander her. Dem Individuum wird eine vorher nie gekannte Selbstbestimmung möglich: Jede und jeder darf nach seiner Facon selig werden, sich nach seinem Geschmack kleiden und Beruf, Partner, Freizeit oder Weltanschauung wählen.

Diese neue Freiheit löst die Sicherheiten auf, die einst von den traditionellen Formen vermittelt wurden. In einer derart vielseitigen und vieldeutigen sozialen Welt muss sich die einzelne Person nun selbst um die Antwort auf die Frage kümmern: Wer bin ich?Uns ist dabei kein Schnittmuster mehr vorgegeben, in das wir uns einzufügen haben. Jeder Mensch ist vielmehr sein eigenes Maß, das er selber zu gestalten hat. Während man früher in den Spiegel schaute und dann eindeutig auf sich selbst deuten konnte: Das bin ich!, so ist dieser Spiegel heute zerbrochen. Und nun muss ich mir selber aus den Bruchstücken des Spiegels zusammenstellen, wer ich sein will.

***2. „Das Ich wird am Du zum Ich“ (Martin Buber)***

Ich muss meine eigene Identität aufbauen und dazu brauche ich natürlich auch die Zustimmung der anderen. Identität kann ich mir nicht im luftleeren Raum aufbauen. Niemand ist eine Insel. Wir brauchen die wechselseitige soziale Anerkennung. Nur so erfahre ich ja Respekt und Zugehörigkeit.

Während Anerkennung früher durch festgelegte Rollen und Muster gewährt wurde, hat die neue Freiheit auch neue Zwänge hervorgebracht. In unserer neoliberalen Gesellschaft erfahren viele, dass sie um ihre Anerkennung kämpfen müssen. Soziale Anerkennung wird etwa am Verdienst, am Einkommen gemessen. Geltung erhält man durch Geld. Und wer seine Arbeit verloren hat, dem droht auch die Bedeutungslosigkeit. Er oder sie hat keinen Wert mehr in den Augen der Gesellschaft.

Die alten festgefügten Netze, gewoben aus Familie, Berufsstand, Konfession oder Parteizugehörigkeit, sind zerfasert und zerrissen. Das Gewebe des sozialen Milieus, etwa eines Berufs oder einer Rolle, wird löchrig und wärmt nicht mehr. Auch die Strukturen von Familie und Verwandtschaft tragen nicht mehr so stark. Zerbrochene Beziehungen, Trennungen oder die beruflich geforderte Mobilität machen das soziale Netz noch rissiger. Andere Netze (Internet, Kommunikationsmedien) werden in Anspruch genommen, um neue Beziehungen zu knüpfen. Der große Boom an Netzwerken macht deutlich, wie mächtig sich in einer individualisierten Gesellschaft das Bedürfnis nach Gemeinschaft zu Wort meldet und dass es Vernetzungen braucht, um Menschen in ihrer Vereinsamung aufzufangen. Ohne ihr Handy fühlen sich viele Menschen abgenabelt vom Rest der Welt. Ein junger Mann, der mich zu einem Praktikum ins Gefängnis begleitete und an der Pforte sein Handy abgeben musste, sagte spontan: „Ich fühle mich jetzt ganz nackt.“ Man braucht die ständig eintreffenden elektronischen Signale, die einen beruhigen: „Jemand denkt an mich. Ich bin noch nicht vergessen. Ich bin jemand.“

Von Anfang an ist der Mensch ein Beziehungswesen und damit abhängig von der Anerkennung durch andere. Mutter und Baby leben zunächst in einem engen symbiotischen Verhältnis. Erst im Licht der Erfahrung, von der Mutter angenommen und anerkannt zu sein, entwickelt das Kind allmählich ein Verhältnis zu sich und zur Welt. Der Blick der Mutter bestätigt das Kind in seiner Existenz. Das Menschenkind will gesehen werden und nicht nur selbst sehen. Der Blick der Eltern ist der erste Spiegel, in dem das Kind s*ich* sieht. Das Kind weiß nun: Man schaut mich an. Also existiere ich. Das Kind braucht den Glanz im Auge der Mutter. Zugleich will es in seinem Bedürfnis, dass es anerkannt werden will, bestätigt werden. Damit wird es in seinem Selbstsein bestärkt. Hier ereignet sich die Geburt der Subjektivität aus der Intersubjektivität. Martin Buber fasst dies tiefsinnig zusammen: „Im Anfang ist die Beziehung… Der Mensch wird am Du zum Ich.“

Der Philosoph Charles Taylor kennzeichnet das Verlangen nach Anerkennung als ein menschliches Grundbedürfnis. Wir sind Wesen, die nur existieren können, wenn wir in die gegenseitige Anerkennung eingebettet sind. Zugleich wächst die Spannung zwischen dem Wunsch nach Geborgenheit und Freiheit, zwischen Abhängigkeit und Autonomie. Diese Spannung will dann ein ganzes Leben lang austariert werden. Wir wollen beides: Dazugehören – und selbständig sein. Ein Individuum sein – und in Gemeinschaft leben.

Wenn Kindern die affektive Nahrung vorenthalten wird, bleibt als einziges Hilfsmittel die Gewalt. Wenn das Kind um die Liebe betrogen wurde, bleibt dem Erwachsenen nur der Hass. Dieses Angewiesensein auf die anderen gilt für unser ganzes Leben. Menschen nehmen Schaden, wenn ihnen die Umgebung ein verächtliches, herabwürdigendes Bild ihrer selbst zurückspiegelt.

Wer sich in seiner Identität nicht fundamental bestätigt fühlt, wird anfällig für den Fundamentalismus jeder Art. Menschen, die sich abgehängt fühlen, greifen dann oft wieder zu kollektiven Identitätsmustern wie etwa der nationalen Identität: „Wir sind wieder jemand“. Weil sie mit der Unübersichtlichkeit und Orientierungslosigkeit unserer Welt nicht mehr zurechtkommen, beschwören sie nationale Grenzen. Ich denke an manche meiner ostdeutschen Bekannten, die sich immer noch als Bürger zweiter Klasse fühlen, als Wende-Verlierer. Für sie ist es geradezu verführerisch, sich nun von ihrer deutschen Abstammung her zu definieren – und das in Abgrenzung gegenüber den Fremden, den Ausländern. Auch Religion kann eine solche Rolle spielen, wenn etwa Muslime, die sich von der westlichen Politik so oft betrogen fühlen, in einem fundamentalistischen Islam eine Identität suchen, die sie aufwertet.

***3. „Ich habe deinen Namen in meine Hand geschrieben“***

Von Anfang an sind wir Menschen auf Anerkennung angewiesen. Und dieser Hunger scheint unstillbar. Für mich als religiösen Menschen ist diese unbegrenzte Bedürftigkeit ein Hinweis auf eine andere Dimension. Wir brauchen zum Aufbau unserer Identität nicht nur *die* anderen, sondern *den Anderen, den ganz Anderen,* den wir Gott nennen.

Von Anfang an sieht die Bibel Gott als diejenige Dimension, die unsere Welt durch Bejahung ins Dasein ruft. Gott schafft durch sein Wort, durch sein Ja-Wort. Gott ruft die Welt ins Dasein und er segnet sie. Segnen, bene dicere meint: gut nennen, sagen, dass es gut ist, gutheißen, jemandem gut zureden.

Nach biblischer Überzeugung gibt es diese Welt, weil Gott mit seinem guten Wort schöpferisch tätig ist. Und es gibt mich und dich, weil Gott auch uns liebevoll beim Namen ruft. Dieses fundamentale Angenommensein ist nicht von Erfolg oder Leistung abhängig. Es gilt grundsätzlich und ist von bleibender Dauer. „Ich habe dich beim Namen gerufen. Du gehörst mir. Ich habe deinen Namen in meine Hand geschrieben. Das heißt: Gott hat mich stets vor Augen. Wer ich bin, das muss ich mir nicht machen oder ständig neu zusammenstellen, sondern das ist mir bleibend geschenkt. Es ist der Glanz im Auge Gottes, der mir Anerkennung und Identität schenkt: „mein wahres ansehen / empfange ich / allein durch deinen blick // du schaust mich an / also / bin ich“.

Dies zu glauben fällt oft nicht leicht. Und darum hat Gott sein ursprüngliches Ja in einem Menschen sichtbar, hörbar und greifbar zum Ausdruck gebracht: In Jesus von Nazaret. Jesus hat gerade den Menschen, die von den anderen abgestempelt und ausgegrenzt waren, neues Ansehen geschenkt, indem er sie neu angesehen hat. Mit einem wertschätzenden Blick. Die Steuerbeamten, die Prostituierten, die Ausländerin. Gottes „Ja“ ist in Jesus Christus wirklich geworden, so fasst Paulus das im 2. Korintherbrief zusammen. Jesus Christus ist das Ja Gottes. Auf diesem Hintergrund könnte man den Johannesprolog so übersetzen: „Im Anfang war das Ja und das Ja war bei Gott und Gott war das Ja. Alles, was geworden ist, wurde durch das Ja und nichts wurde ohne das Ja. Und dieses Ja ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt.“

Christliche Identität verdankt sich dem umfassenden Ja Gottes, das mir durch Jesus Christus geschenkt wird. Ich bin von Gott bejaht und angenommen, so wie ich bin. Dieses Ja Gottes geht über alles hinaus, was andere an mir bejahen können. Weil es auch das Verborgene und Widersprüchliche umfasst, das ich selbst nie ganz greifen kann. Eine solche von Gott geschenkte Identität kann mir auch durch Misserfolg, durch Scheitern, durch Brüche in meinem Leben nicht mehr genommen werden. Nichts kann uns scheiden von der Liebe Christi, so noch einmal Paulus: keine Mächte und nicht einmal der Tod. Wir müssen nicht mehr gnadenlos leben und uns von Angst getrieben selbst durchsetzen. Sondern wir können ...

***4. … als von Gott bejahte Menschen andere bejahen***

Wer bin ich – und wenn ja, für wen. Das grundsätzliche Ja gilt nach christlicher Überzeugung ohne Wenn und Aber. Diese christliche Identität definiert sich nicht *auf Kosten* anderer, sondern *zum Nutzen* anderer. Wer von Gott bejaht ist, der kann und will andere bejahen. Der oder die muss sich nicht mit Ellbogen gegen andere durchboxen. Ich muss andere nicht klein machen, um mich selbst groß zu machen. Ich muss nicht andere ausgrenzen, um selbst jemand zu sein. Das Beispiel Jesu lehrt das Gegenteil: Dort, wo ich mich für andere loslasse, für andere einsetze, dort wächst die neue Welt Gottes, in der alle Menschen als Töchter und Söhne Gottes leben können.

Der jüdische Philosoph Emanuel Levinas hat darauf aufmerksam gemacht, dass der andere Mensch mich unausweichlich in die Verantwortung ruft. Das hebräische Wort für „der andere“(acher) hat die gleiche Sprachwurzel wie „acheriout“: Verantwortung. Das Gesicht des Nächsten provoziert: Sieh mich an! Und biblisch folgt unmittelbar: „Sende mich!“ Und das bedeutet nach Levinas: Ich bin für dich verantwortlich!

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

das Bonifatiuswerk fördert Christinnen und Christen in Gebieten, in denen sie in der Minderheit leben. Sie sollen in ihrer Identität gefördert und gestärkt werden. Gemäß dem biblischen Gottesbild und dem Vorbild Jesu geschieht dies aber nie in Abgrenzung zu den anderen, sondern in Verantwortung für die anderen und die gemeinsamen gesellschaftlichen und politischen Aufgaben. Viele der Diaspora-Gemeinden sind sehr bunt durchmischt, was etwa die Hautfarben oder die Herkunftsländer anbelangt. Das kann ein wichtiges Zeugnis sein für den christlichen Glauben, der sich als „katholisch“ definiert, als umfassend, weltumspannend, integrierend. Und gerade in einer Zeit, in der sich viele auf eine nationale Identität zurückflüchten wollen, braucht es dieses christliche Zeugnis: Dass nämlich nicht Sprache oder Herkunft entscheidend sind für die Identität, sondern dass alle Menschen als Gottes Geschöpfe und Kinder gemeinsam dazu berufen sind, diese Welt als ihr Haus zu gestalten und zu bewahren.

Je mehr sich Menschen an Jesus Christus binden, umso freier werden sie für diese Verantwortung und vor allem für diejenigen, die in Not sind. Wer sich von Jesus Christus als dem Ja-Wort Gotte angeschaut weiß, dessen Blick weitet sich auf diejenigen, die sich übersehen und vernachlässigt fühlen. Christ ist man nie für sich selber. Christsein ist keine Selbstbespiegelung. Vielmehr will christliche Identität will ein Spiegel sein, in dem sich Gottes Güte und Barmherzigkeit widerspiegelt.